

der Verwüstung kreischten (um abermals unseren Gewährsmann *Jezeke* zu zitieren) die Sägen, tönte das Pochen der Beile und knarrten die Räder verschiedener Gefährte. Stamm um Stamm, Ast um Ast wanderte in die Stadt, in die Öfen, in die Papiermühlen. Eisenbahnschwellen entstanden und Bauhölzer. Der nächste Sommer schon fand das Chaos nicht mehr. Er fand weite und kahle Schneisen, in denen die Ranken der Brombeeren unermülich zwischen die stehengebliebenen Wurzelstöcke griffen. Die immer siegende Natur überwucherte die Tragödie des Vorjahres.

Nicht einverstanden mit dieser Lösung waren die Fachleute. Nach ihrer Meinung konnte der noch übrige Teil des Waldes nur durch eine umfassende und planmäßige Aufforstung gerettet werden. So stand man vor einem neuen Problem: dem Wiederaufbau eines Waldes.

Als erste Aufgabe hatte man sich die Beseitigung der Wurzelstöcke gestellt, von denen es rund eine Viertelmillion gab. Man versuchte es zuerst mit Sprengungen, doch hätte diese Methode jahrelange Arbeit gefordert. Also kamen, wie *Jezeke* berichtet, die Raupenschlepper, riesige Fahrzeuge mit gewaltigen stählernen Schaufeln. Ihnen gelang, was den Menschenhänden nie gelungen wäre. Wie Vorweltungeheuer schnoben und stampften sie

durch den Wald, rissen verwurzelte Stöcke aus, schoben die ausgerissenen vor sich her und türmten sie zu hohen Bergen. Gleichzeitig ebneten sie das Gelände ein und schufen so Voraussetzungen für die Aufforstung. In wenigen Monaten hatten sie reinen Tisch gemacht. Wo vor einem Jahr noch ein Wirrsal gewesen war, breiteten sich nun weite Flächen aus, auf denen die Pflanzen des Waldes zu wachsen begannen.

Wieder ein Jahr darauf fuhren Traktoren über diese Flächen, und Pflugscharen rissen den Boden auf: denn ehe man mit dem Aussetzen der Junghäimchen beginnen konnte, mußten die Flächen zwei Jahre lang landwirtschaftlich genutzt werden, um eine Festigung des Bodens zu erreichen. Erst im Jahre 1950 hatten zahlreiche Menschen den neuen Wald in die Erde gesenkt. Inzwischen schien die Sonne auf die kleinen Bäume, Regen und Tau hatten sie benetzt, aber erst in Jahrzehnten wird das Werk vollendet sein.

Ein Wald wurde wiederaufgebaut. Ein schönes Werk. Ein kostbares Werk. Doch wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten. Ebenfalls in der Umgebung von Wiener Neustadt wurde ein Wald, ein Windschutzgürtel abgeholzt. Wie es heute dort aussieht, darüber berichtet der nun folgende Aufsatz.

NATUR IN NOT

Prof. Raimund Fischer, Sollenau:

Die Barbaren sterben nicht aus

Früher einmal, vor sechzig Jahren, dehnte sich, eng an das Dorf in der Ebene angeschmiegt, ein Föhrenwald aus. Jedermann lobte diesen kleinen Wald und war glücklich darüber, daß es ihn gab, in dieser trübseligen, baumlosen Steppe. Der Wald war noch jung, seine Bäume ragten kaum mannshoch gegen den Himmel. Trotz seiner Jugend war dieser Jungwald bereits zum Segen des kleinen Dorfes geworden. Im Winter reckte er sich den kalten Nordwinden entgegen und gewährte den nahen Häusern Schutz und Schirm. Im Sommer, wenn die Sonne auf ihn niederbrannte, trug der Wind Schwaden duftenden Harzgeruches in die Siedlung. Und die Men-

sehen, die auf den umliegenden Feldern arbeiteten, hielten Rast unter den Bäumen dieses Waldes und lobten seine Kühle. Noch heute wissen die Ältesten im Dorfe zu berichten, wie segensreich sich dieser Wald für das Dorf auswirkte. Die damalige Generation lebte in dem Glauben, für ein Leben lang Nutznießer dieses Waldes zu sein.

Es sollte anders kommen. Das Grundstück, auf welchem der junge Wald heranwuchs, wechselte den Besitzer. Und dieser zeigte keinen Sinn für den Wert dieses Waldes in der trostlosen Steinfeldebene. Was der eine durch Jahrzehnte hegen und pflegen ließ, machte der andere im Handumdrehen zunichte. Er

ließ den Wald kurzerhand abholzen, die Erde umbrechen, und die Kultursteppe, die ringsum das Dorf umgab, wurde wieder um einige Hektar größer.

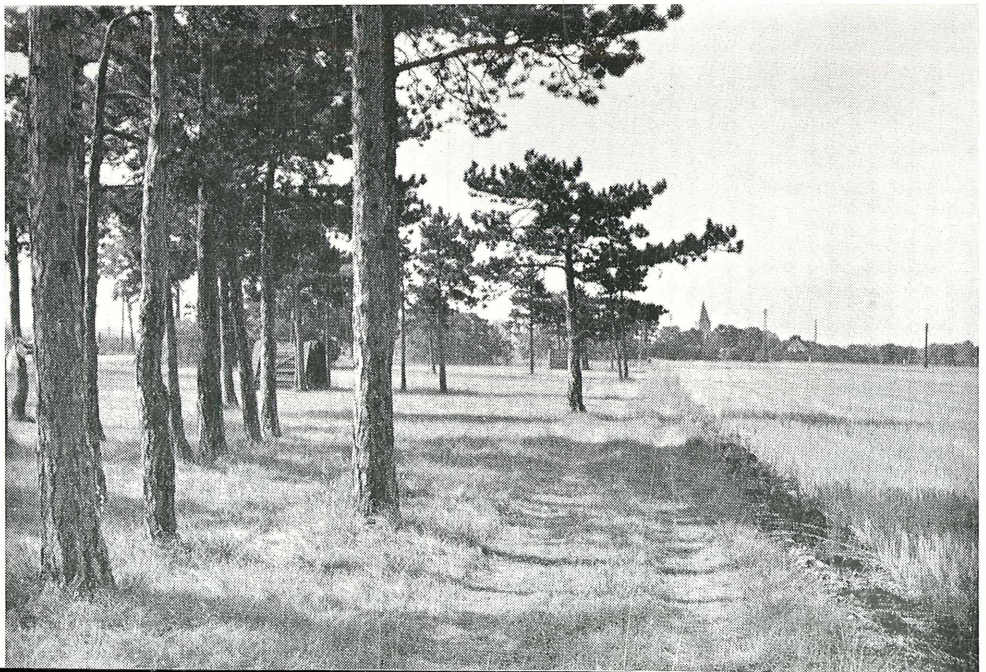
Niemandem war mit der Vernichtung des Waldes gedient. Die Äcker auf dem dürrtigen Schotterboden des einstigen Waldes trugen dem Waldvernichter so viel wie nichts ein. Der Boden und die Arbeitsmethoden waren schlecht. Als bald gab man es auf, die Felder dieses Grundes zu bestellen. Die Ausrottung des Waldes hatte sich nicht bezahlt gemacht. Wir modernen Menschen haben den Wert eines Waldes voll und ganz erkannt. Wir finden es unbegreiflich, daß man sich damals in so brutaler Form am Volksgut Wald, der gerade in dieser Gegend fehlt, ungestraft vergreifen konnte.

Das nun brachliegende Land besiedelte sich allmählich mit den Pflanzen der umgebenden Steppen. Niedrige Gräser und polsterförmig wachsende Heidepflanzen ergriffen Besitz von diesem dürrtigen Boden. Eine schütterere Heidewiese entstand, die als bald als Hutweide benützt werden konnte. Der geduldige Boden gab her, was er konnte. Die Rinderherde des Ortes zog täglich über ihn hinweg, ehnete ihn ein, nährte sich vom harten Heidegras und sorgte auch für die Düngung des ausgelaugten Bodens. Die regelmäßige Beweidung

brachte es mit sich, daß der Rasen immer dichter wurde, und nach etlichen Jahren war kaum mehr zu erkennen, welche Behandlung der Heideboden schon hinter sich hatte.

So löste die Hutweide, in ihrem Charakter an eine Steppenheide erinnernd, den einstigen Wald ab. Auch diese Hutweide hat heute, nach mehreren Jahrzehnten ruhevoller Entwicklung, ihren eigenen Reiz. Sie gehört nun schon zum Bild der Siedlung wie ehemals der Wald. Besonders im regenreichen Frühling zeigt sie sich von ihrer schönsten Seite. Sie ist dann ein prachtvoller grüner Grund, der zum Wandern und Spielen lockt. Wie beglückend sind diese grünen Matten, wenn über ihnen der aromatische Duft des Wilden Kuttelkrautes schwebt! Unzählige rosarot blühende Polster nisten dann zwischen den Horsten der Gräser und Seggen. Und federnden Schrittes kann man den grünen Plan durchschreiten, ohne dem Bewuchs ernstlich zu schaden. Der Geruch des Thymians, dessen verschiedene Arten bis tief in den Sommer hinein blühen, ist übrigens auch im nahen Dorf zu spüren. Er ist überhaupt der typische Frühlingsduft dieser herben Landschaft. Nicht wenige Freunde der Natur sind es, die bewußt diese Hutweiden aufsuchen, um sich an ihrem Anblick zu erquicken. Die Hutweiden werden zu Augenweiden, wenn die Kräuter auf

Kleine und schütterere Föhrenbestände, steinige Felder und magere Hutweiden prägen das Antlitz der Landschaft nördlich von Sollenau, das zur Gänze auf dem mächtigen Schotterkegel der Piesting liegt. Und dennoch: Auch diese Landschaft entbehrt nicht einer herben Schönheit. (Die im Aufsatz oben geschilderte Hutweide liegt rechts von dem im Bild sichtbaren Feld.)



ihnen massenhaft zu blühen beginnen. Jede neue Blütenwelle im Frühling verändert das Antlitz des Rasens. Fingerkräuter färben ihn gelb, Ehrenpreis-Arten blau, Gamander-Arten rosa und weiß. Groß ist die Freude, wenn man in günstigen Jahren da und dort auch Knabenkräuter zwischen den grauviolettgrünen Halmen der Steppengräser entdeckt. Und all diese Schönheit entfaltet die Hutweide ganz allein, ohne jegliches Zutun durch den Menschen.

Ein neuer Anschlag droht

Von Linz stromabwärts breitet sich, ehe die Donau in die Enge des Strudengaus eintritt, eine fruchtbare Stromebene aus, das *Machland*. Perg ist sein Hauptort, einst bekannt durch Sandsteinbrüche, in welchen man Mühlesteine gewann. In diesem Landstrich, der ein Grüngürtel des Großraumes Linz ist, sollen 140 Hektar Wald gerodet werden, weil Prinz Hohenlohe es so will. Er mag den Wald hier nicht, denn er will hier den Kies des Bodens gewinnen. Für sein Kieswerk, das in Fischeing steht. Ferner will der Herr dieses Landes durch den entwaldeten Boden tiefe Wassergräben ziehen, Kanäle, auf denen der Kies nach Fischeing ins Werk verfrachtet werden soll.

Der riesige Auwald an der Donau soll verschwinden. Er soll in ein Kanalsystem einer den Boden ausbeutenden Industrie umgewandelt werden. So liegt es im Interesse eines privaten Interessenten. Aber das Volk in Österreich hat auch ein Interesse, und zwar das Interesse, daß das Land an der Donau, der Grüngürtel von Linz, in seiner heilsamen Pracht erhalten bleibt. Daher müssen wir gegen diesen Plan Stellung nehmen.

Wie es eben so ist, quer durch diese anmutige grüne Fläche legte man von Anbeginn einen Fahrweg an. Man tat es, um den längeren Weg zu den Äckern und Weingärten abzukürzen, um eben schneller zum Arbeitsplatz zu kommen. Die Bauern vergangener Zeiten fanden es selbstverständlich, immer den gleichen Weg zu benutzen. So gruben sich die Räder der Pferde- und Ochsenkarren mit der Zeit immer tiefer in den Heideboden, es ent-

standen quer durch die Hutweide die bekannten parallel verlaufenden Rinnen eines Feldweges. Wurden sie mancherorts zu tief und das Regenwasser sammelte sich in Pfützen an, dann füllte man die entstandenen Löcher sorgfältig mit Schotter aus, und niemand fand einen Grund, die Spuren dieses alten Weges zu verlassen.

So ging es jahrzehntelang, der Weg bestand nur aus der Spur eines Wagens. Doch dann brach vor nicht allzu langer Zeit eine neue Epoche an, die Epoche des Wohlstandes und der Vergeudung. Die guten alten Tugenden, wie Gemeinschaftssinn und Sparsamkeit, mußten dem Egoismus und der Verschwendung weichen. Ochsen- und Pferdewagen wurden größtenteils durch Traktor und Auto verdrängt.

Es wäre hoch an der Zeit gewesen, den alten, nur zwei Meter breiten Fahrweg zu sanieren, ihn den neuen Bedürfnissen anzupassen. Nichts dergleichen geschah. Eines Tages bahnte sich ein Fahrzeug seinen eigenen Weg über die Hutweide, nur wenige Meter vom alten entfernt. Eine neue Spur entstand. Sie war noch lange nicht so ausgefahren wie die erste, da wurde auch schon ein dritter Weg angelegt. Niemand fand etwas Unrechtes dabei, wenn er sich seinen eigenen Weg über die Grasfläche bahnte, niemandem tat der Boden leid, den er nutzlos und mutwillig mit den Rädern seines Fahrzeuges zerfurchte. Wer nimmt sich heute schon einer gemeinnützigen Fläche an? Das Bild hat sich bis zum heutigen Tag nicht verändert. Inzwischen laufen stellenweise fünf bis acht Wegspuren nebeneinander, ein etwa zwanzig Meter breiter Rasenstreifen fällt dieser Bodenverschwendung zum Opfer.

Eines Tages wurden dann tatsächlich die Feldwege saniert. Aber nur diese Wege erhielten eine Schotterauflage, die zwischen den Feldern dahinziehen, also einbahnig sein mußten. Der Weg über die Hutweide blieb in seinem schlechten Zustand erhalten, im Gegenteil, er wurde sogar noch schlechter. Eines Tages entschloß man sich doch, den ursprünglichen Heideweg auszubessern. Wagen um Wagen rollten heran, und man lud — man höre und staune — Abfallmaterial aus dem ländlichen Haushalt ab: neben Schotter, Bauschutt, Ziegelsteinen und kopfgroßen Mauerbrocken fanden sich auch Blechkübel, Konservendosen und sonstiger Unrat. Jedermann wußte, daß dieses Material für das Ausbessern des Weges gänzlich ungeeignet war. Es wurde auch nicht

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1967

Band/Volume: [1967_2-3](#)

Autor(en)/Author(s): Fischer Raimund

Artikel/Article: [Die Barbaren sterben nicht aus. 50-52](#)